

Meine Muse

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 32

PDF erstellt am: **05.08.2024**

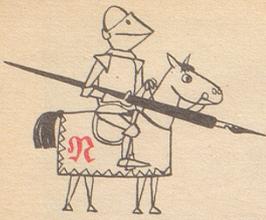
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-501667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ritter Schorsch sticht zu

Exkurs über den Stammtisch

Sterben die Stammtische aus? Mehrere Gastwirte, deren Bekanntschaft Ritter Schorsch sich rühmt, behaupten es. Aber das Statistische Jahrbuch der Schweiz verweigert jegliche Auskunft. So gewiß man im Volk der Exhirten darauf bauen kann, regelmäßig über den Stand der Gletscher belehrt zu werden, so sicher ist wiederum, daß man nie etwas über den Index der Stammtische erfährt. Dabei ist der Stammtisch ein demokratischer Umschlagplatz par excellence. Doch nicht nur das! Hier dämpfen sich auch die Ausbrüche des Unmuts, die anderwärts zu Rebellionen und Regierungsstürzen führen, auf jenes landläufige Mittelmaß ab, das wir so herzlich beklagen und so innig kultivieren.

Ist mithin über die Schicksalskurve der Stammtische nichts auch nur annähernd Verlässliches zu erfahren, so immerhin über seinen neuzeitlichen Wandel. Der gesellschaftliche Barrierensturz hat seine Exklusivität teils zerstört, teils wenigstens gemildert. Mit andern Worten: Die Tafelrunden sind bunter gemischt. Die Teilnahme an einem und demselben Stammtisch auf Lebenszeit ist schon deshalb seltener geworden, weil wir zu einem erheblichen Prozentsatz zu einem Volk der Wandervögel aus Erwerbs- und Karrieregründen geworden sind. Und dieser Sachverhalt hat sich auch auf die Lebensdauer der einzelnen Stammtische ausgewirkt.

Als Ritter Schorsch unlängst mit den Sehenswürdigkeiten einer kantonalen Hauptstadt vertraut gemacht wurde, hielt sein Cicerone es für geraten, ihm auch den Erkertisch einer ehrwürdigen Weinwirtschaft zu zeigen. Bei einem Halben – Marke Patron – wies ihn der Gastgeber darauf hin, daß hier, an dieser runden Tafel, jahrzehntelang die Politik der Hauptstadt und des ganzen Kantons gemacht worden sei, beim Becherlupf also der kleinen Landeskönige, die noch zum Regieren kamen, weil sie nicht in Papierfluten um ihr Leben (oder wenigstens um ihren Sessel) schwammen und vor lauter Kompromißliebigkeiten den vernünftigen Ausgleich verpaßten.

Mit den Stammtischregentschaften derartiger Kantonsfürsten, Stadteminzenzen und Dorfkönige ist es, von Ueberständern in abgelegeneren Regionen abgesehen, durchaus zu Ende. Das Schwergewicht hat sich von den Stammtischen zu den Schreibischen verlagert, Verwaltungsbegabungen mit equilibristischen Fähigkeiten sind gefragter als politische Temperamente, und die reglementierte Ordnung im aufgeräumtesten aller Staatswesen hat den Bürofleiß ohnehin zur Kardinaltugend erhoben.

Aber mit der Feststellung, daß der Stammtisch solcherart entmachtet und wie im Falle jener Kantonshauptstadt ins Museale entrückt sei, ist die Lage noch nicht ausreichend geschildert. Was ihn am empfindlichsten trifft, ist die galoppierende Wachstumsrate unserer Geschäftigkeit. Der Stammtisch, damit er sei, was er sollte, bedarf der Muße seiner Zuhöcker. Ritter Schorsch jedoch erlebt das Folgende: daß nämlich bald die Mehrzahl seiner Tafelrunde alle Geruhsamkeit vermissen läßt und öfter auf die Uhr als in die Gesichter im Kreise blickt. Das muß er für ein Krankheitssymptom halten. Sein Stammtisch siecht, die Gespräche sind asthmatisch, die Unrast greift ihm ans Herz.

Bevor indessen Ritter Schorsch bekennt, was ihm in solchen Zusammenhängen Sorge bereitet, wird er sich mit einer Zwi-

schenbemerkung zu schützen haben: Er sieht den Stammtisch nicht als eine Saufrunde, aus der 1,5- und 2-Promille-Schwanker ans Steuer sinken, sondern als einen Kreis rede- und debattierfreudiger Eidgenossen, die sich im freien Wort erproben. Welch ein lokalpolitisches, welch ein föderalistisches Tummelfeld! Ritter Schorsch wüßte nicht, wo anders als am Stammtisch es sich ausbreiten könnte.

Da es ohnehin zu viele Schlagworte gibt, wird hier auf den Slogan «Rettet die Stammtische!» verzichtet. Aber auf die Gefahr hin, als letzter klassischer Seldwyler in die Geschichte einzugehen, riskiert Ritter Schorsch doch den Hinweis, daß die Demokratie mit dem Abserbeln der Stammtische einen bejammernswerten Verlust erlitt. Dabei beruft er sich nicht auf Rousseau, und damit leistet er zugleich einen der erfreulichsten Beiträge zum Rousseau-Jahr.

Meine Muse

ou

L'Inconnue de la Semaine

Wenn auch kein D'Annunzio,
Fliegerheld und Freund der Duse,
habe ich doch ebenso
meine hilfsbereite Muse.

Sie entzündet zwar in mir
nicht so heiß und ungeheuer,
weil mehr heutig und von hier,
das in ihm entfachte Feuer.

Immerhin: auch sie zwingt mich,
daß ich ihr in Minne diene,
und ich tippe wöchentlich
meinen Vers in die Maschine.

Ihn, obgleich nicht halb so gut
wie das flammende Bekenntnis
eines Dichters voller Glut,
liest die Liebste mit Verständnis.

Nunmehr wär's wohl an der Zeit,
daß ich Ihnen mehr verriete,
doch ich tu's insonderheit
nicht, weil ich's mir selbst verbiete.

Ich bin kein D'Annunzio
(soll Denunziant ich schreiben?);
denn sie will inkognito,
anonym und einsam bleiben.

Und so bleibt ihr Name denn
einer Nachwelt nicht erhalten,
da ich mich als Gentleman,
nicht als Barde will entfalten.

Fridolin Tschudi